

»Woher willst du das wissen?«

»Gesunder Menschenverstand.«

»Ich mag Gespenster«, erklärte er und erteilte damit mir und meinem gesunden Menschenverstand eine Abfuhr. »Ich möchte, daß es dort Gespenster gibt.«

»Dann werden wir uns welche besorgen«, lachte Jean-Louis.

»Ich bin in Enderby glücklich gewesen«, sagte meine Mutter. »Ich kann mich noch daran erinnern, wie ich aus Frankreich dorthin kam und wie wunderbar es war, daß ich im Kreis einer Familie leben durfte, die mich liebte ... und es war jahrelang mein Zuhause ... mit Tante Damaris und Onkel Jeremy.«

Sie dachte offensichtlich an die schreckliche Zeit in Frankreich, als ihre Eltern plötzlich gestorben waren – angeblich waren sie vergiftet worden –, und sie in der Obhut eines französischen Dienstmädchens zurückgeblieben war, das nach der Auflösung des Haushalts auf der Straße Blumen verkaufte.

Meine Mutter hatte mir oft davon erzählt. Sie erinnerte sich an ihre Mutter Carlotta, die Schönheit in der Familie, die wilde Carlotta.

»Es wird dich bestimmt interessieren, das alles zu sehen, Zippora«, sagte sie.

»Wir werden doch nicht länger als ein paar Wochen dort bleiben müssen, oder?« fragte Jean-Louis.

»Ich glaube nicht. Der alte Mann muß sehr einsam sein, er wird sich sicherlich über euren Besuch freuen.«

Dickon hörte gespannt zu. »Ich fahre statt euch hin.«

»Nein, mein Liebling«, wies ihn Sabrina zurecht. »Du bist nicht eingeladen.«

»Aber er ist mit dir verwandt, und deshalb auch mit mir.«

»Ja, aber er hat Zippora eingeladen.«

»Ich könnte sie anstelle von Jean-Louis begleiten.«

»Nein«, widersprach Jean-Louis, »ich muß mich um Zippora kümmern.«

»Sie braucht niemanden, der sich um sie kümmert. Sie ist alt genug.«

»Jede Dame braucht einen Kavalier, der sich um sie kümmert, wenn sie eine Reise unternimmt«, griff meine Mutter ein.

Dickon beschäftigte sich gerade so intensiv mit dem Wildbraten, daß er nicht antwortete.

Jean-Louis fand, es wäre am besten, wenn wir in drei Wochen abreisten. Bis dahin konnte er alle notwendigen Anordnungen treffen, und wenn wir nicht länger als zwei Wochen in Eversleigh blieben, sollten sich eigentlich keine Schwierigkeiten ergeben.

Meine Mutter lächelte ihm zu. »Ich habe gewußt, daß du es möglich machen wirst. Danke. Ich schreibe Carl sofort. Vielleicht könntest du ein paar Zeilen hinzufügen, Zippora.«

Ich erklärte mich dazu bereit.

Dickon gähnte. Er hätte schon längst schlafen müssen, und als Sabrina ihm vorschlug, zu Bett zu gehen, protestierte er nicht.

Meine Mutter und ich verließen das Eßzimmer, um den Brief zu verfassen. Im ehemaligen Spielzimmer stand ein Schreibtisch, und ich wandte mich dorthin.

»Möchtest du nicht lieber in die Bibliothek kommen? Sie ist gemütlicher«, schlug meine Mutter vor.

»Nein, ich habe das Spielzimmer immer schon gemocht.«

Als ich mich an den Schreibtisch setzte, trat meine Mutter neben mich und strich mir über das Haar. »Du siehst deinem Vater so ähnlich. Helles, beinahe goldenes Haar, leuchtend blaue Augen – und du bist auch beinahe so groß wie er. Der atme Lance. Ein vergeudetes Leben.«

»Er starb als wahrer Edelmann.«

»Allerdings. Er hat sein Leben genauso vergeudet wie sein Vermögen.«

»Ich erinnere mich daran, wie mein Vater in diesem Zimmer saß. Er war hier am glücklichsten.«

Meine Mutter runzelte die Stirn, und ich begann mit meinem Brief. Er war nur kurz: Ich dankte Onkel Carl für die Einladung und teilte ihm mit, daß mein Mann und ich ihn in drei Wochen besuchen würden. Das genaue Ankunftsdatum würden wir noch bekanntgeben.

Kurz darauf gingen Jean-Louis und ich nach Hause.

\*\*\*

Wir hatten den ersten Juni als Reiseternin festgesetzt. Wir wollten reiten und drei Reitknechte mitnehmen.

»Kutschen sind viel gefährlicher«, meinte meine Mutter, »weil es so viele Wegelagerer gibt. Es ist wesentlich leichter, eine schwerfällige Kutsche zu überfallen; aber so sind die drei Reitknechte und Jean-Louis ein guter Schutz für dich.«

Lord Eversleigh schrieb uns noch einen Brief. Seine Freude hatte etwas Rührendes. Als Sabrina den Brief las, sagte sie: »Er liest sich beinahe wie ein Hilferuf ... oder so ähnlich.«

Ein Hilferuf! Eine seltsame Vorstellung. Ich las den Brief noch einmal, entdeckte aber nichts Derartiges in ihm; ein alter Mann, der zu lang von seinen Verwandten getrennt gewesen war, freute sich darauf, sie wiederzusehen.

Sabrina zuckte die Schultern. »Jedenfalls ist er froh, weil du kommst. Der arme alte Mann fühlt sich offensichtlich einsam.«

Eine Woche vor unserer Abreise saß ich im Garten und arbeitete an einer Stickerei, als ich Stimmen hörte. Ich erkannte Dickons herrischen Tonfall, legte den Stickrahmen beiseite, trat zu den Büschen und sah hinüber. Dickon befand sich in Begleitung von Jake Carter, dem Sohn eines Gärtners, der gelegentlich seinem Vater bei der Arbeit half. Er war genauso alt wie Dickon, und die beiden steckten oft beisammen. Es war anzunehmen, daß Dickon den Jungen schamlos tyrannisierte, und ich war gar nicht sicher, daß Jake ihn mochte. Wahrscheinlich hatte ihm Dickon alles Mögliche angedroht, wenn Jake nicht bei seinen Streichen mitmachte, und meine Mutter und

Sabrina waren ja wirklich in Dickon so vernarrt, daß sie dem Jungen alles glaubten, was er über die Dienstleute erzählte.

Die beiden Jungen befanden sich bereits in einiger Entfernung vom Garten, aber ich sah, daß sie einen Eimer trugen; außerdem hatte Jake ein in Papier gewickeltes Paket in der Hand.

Die beiden schlugen die Richtung zu Hassocks Farm ein, die an unseren Besitz grenzt. Die Hassocks waren gute Farmer, und Jean-Louis schätzte sie sehr. Sie hielten ihre Scheunen und Hecken in Ordnung, und der alte Hassock sprach oft mit Jean-Louis darüber, wie man den Ertrag der Felder steigern könnte.

Ich setzte mich wieder zu meiner Stickerei, ging aber bald in die Vorratskammer hinauf, um die Behälter für die Erdbeeren bereitzustellen. Ich wollte noch vor meiner Abreise dafür sorgen, daß die Früchte gepflückt und eingelegt wurden.

Etwa eine Stunde später stürzte eines der Mädchen in mein Zimmer.

»O Mistress«, rief sie, »bei Hassocks brennt es. Der Herr ist gerade hinübergeritten.«

Ich lief ins Freie; eine der Scheunen brannte lichterloh. Einige Dienstleute gesellten sich zu mir, und wir gingen gemeinsam durch den Garten und über Hassocks Felder zur Scheune.

Dort war alles in hellem Aufruhr; die Menschen liefen durcheinander und schrien einander zu, aber sie schienen das Feuer unter Kontrolle zu bekommen.

Eines der Mädchen schrie auf, und da sah ich, daß Jean-Louis auf dem Boden lag und einige Männer versuchten, ihn auf einen Fensterladen zu legen.

Ich lief hinüber und kniete neben ihm nieder. Er war blaß, aber bei Bewußtsein und lächelte mich an.

Einer der Männer sagte: »Der Herr hat sich wahrscheinlich das Bein gebrochen. Wir bringen ihn nach Hause ... vielleicht könnten Sie inzwischen den Arzt holen lassen.«

Ich war bestürzt. Die Scheune war nur noch ein Haufen verkohlter Balken, aus denen gelegentlich eine zuckende Flamme hervorschoß. Der bittere Brandgeruch reizte zum Husten.

»Ja, rasch«, sagte ich. »Bringt ihn nach Hause. Und einer von euch holt den Arzt.«

Einer der Diener machte sich auf den Weg, und ich wandte mich Jean-Louis zu.

»Ein schweres Unglück«, meinte einer von Hassocks Arbeitern. »Sieht aus, als hätte jemand in der Scheune Feuer gelegt. Der Herr war als erster drin; dann stürzte das Dach ein und erwischte ihn am Bein. Ein Glück, daß wir in der Nähe waren und ihn herausziehen konnten.«

»Seht zu, daß ihr rasch ins Haus kommt«, sagte ich. »Könnt ihr ihn auf dem Fensterladen überhaupt transportieren?«

»Etwas Besseres haben wir nicht, Mistress. Der Doktor wird es schon wieder in Ordnung bringen.«

Jean-Louis' Bein war merkwürdig abgewinkelt – es schien wirklich gebrochen zu sein. Zum Glück konnte ich in einer Krise die Ruhe bewahren, meine Gefühle und Ängste beherrschen und das Notwendige tun.

Ich wußte, daß wir den Bruch vor dem Transport fixieren mußten und beschloß, es zu versuchen, obwohl ich von solchen Dingen keine Ahnung hatte. Ich schickte ein Mädchen um einen Spazierstock und um Leinenstreifen, die wir zum Bandagieren verwenden konnten.

Die Männer hatten Jean-Louis sehr vorsichtig auf die improvisierte Tragbahre gelegt, und ich ergriff seine Hand. Er litt sichtlich große Schmerzen, aber es war typisch für ihn, daß er vor allem mich beruhigen wollte.

»Mir geht es gut«, flüsterte er. »Es ist nichts Besonderes ...«

Dann wurden der Spazierstock, den ich zum Schienen benützen wollte, und ein in Streifen gerissenes Laken gebracht. Meine Helfer hielten Jean-Louis' Bein vorsichtig fest, während ich die Bandagen um Bein und Stock wickelte. Dann trugen die Männer Jean-Louis in sein Bett, und der Arzt traf beinahe gleichzeitig mit ihm ein.

Es sei ein einfacher Bruch, sonst nichts, meinte der Arzt. Er beglückwünschte mich zu meiner raschen und zweckmäßigen Hilfeleistung; dadurch hatte ich verhindert, daß aus dem einfachen Bruch ein komplizierter wurde.

Ich blieb bei Jean-Louis, bis er einschlief. Dann erinnerte ich mich an die entsetzlichen Augenblicke, als ich ihn für tot gehalten hatte, und an die Verzweiflung, die mich daraufhin ergriffen hatte. Was hätte ich ohne Jean-Louis angefangen?

Kurz nachdem er eingeschlafen war, trafen meine Mutter, Sabrina und Dickon ein.

Die beiden Frauen waten sehr aufgeregt und wollten genau wissen, wie sich alles abgespielt hatte.

»Wenn man bedenkt, daß er schwer verletzt sein könnte ... und alles nur wegen Hassocks Scheune.«

»Er hat selbstverständlich alles unternommen, um das Feuer zu löschen«, verteidigte ich ihn.

»Er hätte Hilfe holen sollen«, meinte Sabrina.

»Jean-Louis hat bestimmt das Richtige getan«, wiederholte ich.

»Aber er hätte dabei ums Leben kommen können!«

»Daran hat er nicht gedacht«, meinte meine Mutter. »Er versuchte einfach, das Feuer zu löschen. Wenn er es nicht getan hätte, hätten die Flammen auf das Feld übergegriffen, und Hassock hätte sein Korn verloren.«

»Besser das Getreide als Jean-Louis«, widersprach Sabrina.

»Hat man eine Ahnung, wie das Feuer entstanden ist?« fragte meine Mutter.

»Man wird es schon noch herausbekommen«, antwortete ich.

Sie sah mich ernst an. »Damit sind deine Reisepläne für Eversleigh ins Wasser gefallen.«

»Ach, richtig, das habe ich vollkommen vergessen.«

»Der arme alte Carl wird sehr enttäuscht sein.«

»Vielleicht könntest du an meiner Stelle fahren, Sabrina«, schlug ich vor. »Nimm Dickon mit!«

»O ja«, rief Dickon, »ich möchte nach Eversleigh.«

»Kommt nicht in Frage«, widersprach Sabrina. »Wir wären dort nicht willkommen. Ihr dürft nicht vergessen, daß ich die Frau des verdammten Jakobiten bin und daß

Dickon sein Sohn ist.«

»Warten wir ab«, meinte meine Mutter. »Zunächst muß Jean-Louis' Bein in Ordnung kommen. Und wenn das Feuer aus grober Fahrlässigkeit entstanden ist ...«

»Wer käme denn auf so eine Idee?« fragte ich.

»Vielleicht war es ein dummer Streich«, meinte Sabrina.

In diesem Augenblick kamen zwei von Hassocks Arbeitern herein. Sie trugen einen Gegenstand, der wie die Überreste eines Eimers aussah; drinnen lagen ein paar Stücke verkohltes Rindfleisch.

»Wir wissen, wie der Brand ausbrach«, sagte einer von ihnen. »Jemand, der nicht viel davon verstand, wollte Fleisch braten, indem er in diesem Eimer ein Feuer anzündete; das hier sieht aus wie eine Art Rost.«

»O Gott!« rief ich. »War es vielleicht ein Landstreicher?«

»O nein, Mistress, ein Landstreicher hätte sich geschickter angestellt. Jemand muß in dem Eimer ein Feuer angezündet haben, das dann irgendwie außer Kontrolle geriet. Der Kerl bekam Angst und lief davon.«

»Was ist mit diesem Eimer? Wo stammt er her?«

»Nein, Mistress, aber wir werden versuchen, es herauszubekommen.«

Ich verbrachte eine unruhige Nacht. Ich schlief auf dem schmalen Sofa im Ankleideraum neben unserem Schlafzimmer. Die Tür stand offen, so daß ich es hören mußte, wenn Jean-Louis aufwachte. Er lag in unserem großen Bett, sein Bein war eingerichtet, und ich hätte erleichtert sein müssen, weil ihm nichts Schlimmeres zugestoßen war.

Zu meiner Überraschung war ich tief enttäuscht, weil ich meinen Besuch in Eversleigh aufschieben mußte, wahrscheinlich sogar für lange Zeit, denn Jean-Louis würde die weite, anstrengende Reise sicherlich nicht sofort unternehmen können, sobald der Bruch geheilt war.

Ich hatte oft an Eversleigh Court gedacht und hätte gern Enderby gesehen, das Haus, das eine so wichtige Rolle in unserer Familiengeschichte spielte. Mir war gar nicht klar gewesen, wie sehr ich mich auf das Abenteuer gefreut hatte.

Ich schlief schlecht, wachte mitten in der Nacht auf und versuchte zu ergründen, was mich geweckt hatte. Schließlich fand ich es heraus: Ich hatte geträumt, daß ich die Reise allein unternommen hatte. Und warum eigentlich nicht?

Je länger ich darüber nachdachte, desto durchführbarer schien mir diese Idee. Natürlich würde sie allgemein mißbilligt werden – denn junge Frauen reisen nicht allein. Aber erstens war ich keine junge Frau mehr, und zweitens würde ich natürlich nicht allein reiten. Ich würde, wie vorgesehen, die drei Reitknechte mitnehmen; der einzige Unterschied wäre dann, daß Jean-Louis nicht bei mir sein würde.

Diese Gedanken regten mich so auf, daß ich nicht mehr einschlafen konnte, sondern Pläne schmiedete, wie ich meine Reise nach Eversleigh ohne die Begleitung von Jean-Louis bewerkstelligen konnte.